

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Peter Prange

Unsere wunderbaren Jahre

Ein deutsches Märchen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

4

Mit angehaltenem Atem, um ja kein Wort zu verpassen, verfolgte Ruth in ihrer Wohnküche die Ankündigung am Lautsprecher ihres Volksempfängers. Auch Fritz lauschte mit großen, leeren Augen.

»Die D-Mark löst mit sofortiger Wirkung die Reichsmark ab. Ab Montag, den 21. Juni, wird die neue Währung das alleinige Zahlungsmittel in den drei alliierten Westzonen sein. Die Bevölkerung ist aufgerufen, die entsprechenden Aushänge an den öffentlichen Gebäuden zu beachten, mit denen die Militärregierung über die Einzelheiten der Umstellung informiert ...«

»Was sagt der Onkel?«, fragte Winfried.

»Pssst!«, machten Ruth und Fritz wie aus einem Mund.

»... Die örtlichen Umtauschstellen sind von neun Uhr morgens an geöffnet. Jeder Bürger der drei Westzonen bekommt bei Vorlage seines Ausweises für vierzig Reichsmark vierzig neue D-Mark ausgezahlt, zum Wechselkurs eins zu eins ...«

Ruth biss sich vor Freude auf die Lippe. »Habe ich nicht gesagt, es kommen auch wieder andere Zeiten?«

Fritz zuckte die Achseln. »Das glaube ich erst, wenn es so weit ist.«

»Aber wenn sie es doch im Radio sagen! Übermorgen ist es so weit! Vierzig Mark für jeden! Das sind achtzig Mark für uns beide! Und vielleicht gibt's ja noch mal vierzig Mark für Winfried. Das wären insgesamt einhundertzwanzig neue D-Mark. *Einhundertzwanzig*«, wiederholte sie voller Andacht, weil sie die Zahl kaum fassen konnte. »Nur für uns drei!« Voller Hoffnung blickte sie ihren Mann an. »Was meinst du, was werden wir damit machen?«

Fritz nahm einen tiefen Schluck aus seiner Flasche. Dann wischte er sich mit dem Handrücken den Schaum vom Mund. »Darüber muss ich sehr gründlich nachdenken.«

5

Die holzgetäfelten Wände im Schwarzen Raben waren vom Tabakqualm all der Zigarren, Pfeifen und Zigaretten, die Generationen von Fabrikarbeitern, Handwerkern und kleinen Ladeninhabern hier geraucht hatten, fast schwarz, und obwohl sich in diesen Zeiten kaum noch jemand echten Tabak leisten konnte und die meisten Besucher der dunklen, engen Kneipe, in der sich seit Menschengedenken die halbe Freiheitstraße zum Feierabend traf, getrocknete Kastanienblätter rauchte, war die Luft zum Schneiden. Die Jungfrau Annemarie, wie die Wirtin trotz ihrer siebzig Jahre aus Respekt vor ihrem Ledigenstand immer noch hieß, thronte mit ihrer gewaltigen Leibesfülle von zweieinhalb Zentnern auf einem erhöhten Schemel hinter dem Tresen, umrankt von Weinreben, die irgendwann ein unbekannter Künstler auf die gekachelte Wand in ihrem Rücken gepinselt hatte, zapfte Bier und kassierte von ihren Gästen die Bezugsmarken, die zusätzlich zum Geld zur Bezahlung nötig waren und ohne die es weder Speisen noch Getränke gab. Dabei spähte sie immer wieder neugierig zu Tommy und seinen Freunden herüber, die sich in die hinterste Ecke der bier- und schnapsgedünsteten Höhle verkrochen hatten, um die Ausbeute des Abends miteinander zu teilen.

Auf dem Tisch vor ihnen türmten sich Berge von Kartoffeln, Äpfeln und Zwiebeln, bekrönt von einer Speckschwarte, einem Töpfchen Schmalz und zwei Kringeln Leberwurst. So großzügig, wie er es vor seinem Gewissen verantworten konnte, schob Tommy, eine John Player zwischen den Lippen, seinen zwei Eintänzern den Lohn für ihren aufopferungsvollen Einsatz im Lennestein zu.

»Ein Kringel für euch, ein Kringel für mich.«

Bernd zog ein Klappmesser aus der Tasche, nahm mit Hilfe seines Daumens Maß und zerschnitt seine und Bennos Wurst in zwei exakt gleiche Hälften. »Ich an deiner Stelle würde mir das Angebot nicht zweimal überlegen«, sagte er.

»Du meinst – Annegret Lüsebrink?«, fragte Tommy. »Um Gottes willen!«

»Sei kein Idiot!«, sagte Bernd und leckte die Leberwurstspuren von der Klinge. »Als ihr Mann hättest du immer satt zu essen.« Er klappte das Messer zusammen und steckte es zurück in die Jackentasche.

»Und eine Familie hättest du dann auch«, fügte Benno hinzu. »Ich meine, du hast doch sonst niemanden.«

Tommy schaute seinen Freund an. War das eine Anspielung darauf, dass Ulla ihm den Laufpass gegeben hatte? Doch Benno erwiderte so arglos seinen Blick, dass Tommy den Verdacht beiseiteschob. Nein, die Anspielung hatte nur seiner Mutter gegolten, und dem verschollenen Heinz-Ewald.

»Seid ihr vom Affen gebissen?«, schnaubte er. »Könnt ihr euch mich als Bauer vorstellen? In einem Kaff wie Wiblingwerde?«

»Aber die Fressalien!«, gab Bernd zu bedenken.

Tommy schüttelte den Kopf. »Wenn die D-Mark kommt, sind Hermann Lüsebrinks Schätze nicht mal mehr ein Zehntel so viel wert wie heute.«

»Blödsinn«, erwiderte Bernd. »Fressen müssen die Leute immer. Ob mit oder ohne D-Mark.«

»Das hat mit Fressen nichts zu tun.«

»Alles hat mit Fressen zu tun.«

»Ja, aber nicht nur. Es gibt auch noch andere Dinge, die zählen.«

»Außer Fressen? Da bin ich aber gespannt.«

Tommy fragte sich manchmal, ob es in dem Maurerschädel seines Freundes auch noch etwas anderes gab als Bratkartoffeln, Eier und Speck. Bernd war stark wie ein Bär, er konnte zwei Sack Zement auf seinem breiten Buckel schleppen, dabei war er eine Seele von Mensch – aber das Einmaleins hatte er so wenig erfunden wie das Abc.

»Also gut, ich will es dir erklären«, seufzte Tommy und überlegte, wie er es anstellen sollte. »Bis jetzt waren Fressalien außer Zigaretten die einzige Währung, die jeder akzeptierte – das alte Geld war ja nur noch Papier. Darum waren sie viel teurer, als sie in Wirklichkeit wert sind, und du konntest dir auf dem Schwarzmarkt dafür fast alles kaufen. Aber wenn es ab Sonntag wieder richtiges Geld gibt, Geld, an dessen Wert die Leute glauben, ist es damit vorbei. Mit der neuen D-Mark verändert sich alles. Dann sind Fressalien und Zigaretten nur noch irgendwelche Dinge wie andere auch, und du kannst dir nichts mehr dafür auf dem Schwarzmarkt kaufen. Weil es dann gar keinen Schwarzmarkt mehr gibt.«

»Keinen Schwarzmarkt mehr?«, staunte Bernd. »Unmöglich!«

»Und trotzdem wird es so sein, verlass dich drauf! Wenn du was brauchst, gehst du einfach in ein Geschäft. Hier die Ware, da das Geld.«

»Du meinst – wie in Friedenszeiten vor dem Krieg?«

»Genau, nur besser. Weil jetzt statt der Nazis die Amis und Engländer und Franzosen das Sagen haben.«

Bernd fuhr sich mit seiner Pranke über das kurzgeschorene, aschblonde Haar. »Und was ist mit der Ostzone? Da sind doch die Russen. Kriegen die auch das neue Geld?«

»Natürlich nicht! Die behalten das alte.«

»Aber wie soll das denn gehen – zwei verschiedene Währungen in ein und demselben Land?«

So schwer von Kapee Bernd im Allgemeinen war, stellte er manchmal Fragen, die klüger waren als er selbst. Während Tommy überlegte, was er seinem Freund zur Antwort geben sollte, ohne dass die anderen merkten, dass er genauso ahnungslos war, ging die Tür auf, und herein kam ein britischer Sergeant.

»Ach du dicke Scheiße!«, zischte Benno.

Wie auf Kommando ließen die drei ihre Beute unter dem Tisch verschwinden.

»Good evening«, sagte der Brite.

»Guten Tach sagt man hier«, erwiderte die Jungfrau Annemarie auf ihrem Thron.

»I'm looking for Mr Weidner. Can you please help me?«

»Sprich Deutsch, Jüngskén, wenn du was von mir willst. Oder halt die Klappe.«

Zum Glück schien der Soldat kein Deutsch zu verstehen. Während er sich suchend in der Kneipe umschaute, verstummten die Gespräche. Schweigend stierten die Gäste in ihre Gläser. »Ah, there he is!«

Mit breitem Lächeln näherte der Sergeant sich dem Tisch. Tommy wünschte, er wäre unsichtbar. Zwar wussten die Briten, womit er sein Leben bestritt, und ließen ihn für gewöhnlich in Ruhe – schließlich brachte er auch den Besatzungsoffizieren das Tanzen bei und besorgte für ihren Kurs die hübschesten Mädchen der Stadt. Doch die stillschweigende Duldung seiner Schwarzmarktgeschäfte galt nur, solange man ihn nicht bei ihrer Ausübung erwischte.

»Don't worry«, sagte der Brite und hob die Speckschwarte, die im Eifer des Gefechts zu Boden gefallen war, wieder auf und drückte sie Tommy in die Hand. »Ick habe nix gesähän. I'm here in Auftrag von Commander Jones. Er will wissen, whether you can teach us *Schuhplattler*?«

»Schuhplattler?«, wiederholte Tommy verblüfft.

»Yes«, bestätigte der Soldat. »The most crazy deutsche Volkstanz!«
»Ach so.« Tommy atmete auf. »Na klar – *sure* I can!«

6 Das Hauskonzert in der Villa Wolf war beendet, längst schwiegen Geigen und Cello im Dämmerlicht des Salons. Trotzdem hielt Ulla immer noch mit vor Anspannung feuchten Händen ihr Instrument zwischen den Knien, während sie zusammen mit ihrer Schwester und ihren Eltern den Erläuterungen zur Durchführung der Währungsreform lauschte, die aus dem Lautsprecher der schweren, hochglanzpolierten Radiotruhe unter dem Gummibaum drangen.

Würden vierzig neue D-Mark reichen, damit ihr großer Traum in Erfüllung ging? Ulla spürte, wie ihr Herz höher schlug. Wenn ihre Mutter im Salon der Villa Wolf eine Radiosendung mit politischen Nachrichten duldet und darüber sogar ihren Tee kalt werden ließ, war nichts mehr unmöglich.

Ulla konnte sich noch gut daran erinnern, wie vehement ihre Mutter sich dagegen gewehrt hatte, dass die »Hitlerei« in Gestalt dieses Mahagoni-Ungetüms in ihrem Heiligtum Einzug hielt, und wenn aus den gelbmaschigen Lautsprechern das Geschrei des Führers oder dessen Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda zu hören gewesen war, hatte niemand es gewagt, den Apparat in ihrer Gegenwart einzuschalten – nur Konzertübertragungen waren erlaubt, vorzugsweise Operetten. Doch heute hatte Christel eine Ausnahme gemacht und das Radio selbst eingeschaltet, nachdem Benno Krasemann, der Lehrling der Firma und Freund ihrer jüngsten Tochter, aus dem Schwarzen Raben in der Villa angerufen hatte, um sie von der Sondermeldung in Kenntnis zu setzen. Jetzt wusste auch sie sich kaum zu halten vor Glück über die Nachrichten, die der Sprecher verkündete, daran ließ der veräterisch feuchte Glanz in ihren blauen Augen keinen Zweifel.

»Was meint ihr, ob es bei Café Dunkel wohl wieder die herrliche Buttercremetorte geben wird?«, fragte sie. »Mit echter deutscher Markenbutter?«

Ulla schüttelte lächelnd den Kopf. »Du und deine Buttercremetorte ...«

»Auf jeden Fall gibt es ab Montag in den Geschäften wieder was zu kaufen«, meinte Gundel. »Es heißt, die Einzelhändler haben Berge von Waren gehortet.«

»Auch wenn wir selbst noch so sehr darunter gelitten haben«, erwiderte ihre Mutter, »ich kann es den braven Leuten nicht verübeln. Die Reichsmarkscheine bestanden ja nur noch aus Nullen. Dafür die guten Sachen hergeben? Seien wir ehrlich, das hätten wir doch auch nicht getan.« Mit einem Stirnrunzeln schaute sie Ulla an. »Aber sag mal, Kind, hast du deine Perlenkette immer noch nicht wiedergefunden?«

Unwillkürlich fasste Ulla sich an den Hals. Früher hatte sie die Kette, die Tommy ihr nach dem ersten Kuss geschenkt hatte, nahezu täglich getragen – ganz gleich, ob sie zu ihrer Kleidung gepasst hatte oder nicht. Doch vor einem halben Jahr war ihr nichts anderes übrig geblieben, als sie zu versetzen, sie hätte sonst nicht gewusst, woher sie das Geld hätte nehmen sollen, das sie so dringend gebraucht hatte und um das sie ihre Eltern unmöglich hätte bitten können. Um das Verschwinden des Schmuckstücks zu erklären, hatte sie behauptet, sie hätte es verlegt.

Zum Glück ersparte ihr Vater ihr die Antwort. »Wir haben jetzt Wichtigeres zu besprechen«, sagte er. Er drehte das Radio ab und wandte sich mit ernster Miene an seine Töchter. »Wenn ihr am Sonntag das neue Geld bekommt – was gedenkt ihr damit zu tun?«

7 Über der Ehrensäule des Kriegerdenkmals lachte schon die Sonne vom Himmel, als Christel die Thoméestraße hinunter zur Freiheit lief. Um möglichst wenigen Bekannten zu begegnen, hatte sie von der Nette aus, wo die Firma Wolf ihren Sitz hatte, den Weg über die Burg gewählt, weil in den Einkaufsstraßen entlang der Lenne am Samstagmorgen für gewöhnlich Hochbetrieb herrschte. Wie ein Dieb in der Nacht hatte sie sich nach dem Frühstück aus der Villa gestohlen, mit einer Tasche voller Kartoffeln, Zwiebeln und Äpfel sowie einem halben Kringel Leberwurst und einem halben Töpfchen Schmalz, die sie sorgsam unter ihrem Sommermantel verborgen hielt, aus Angst vor ihrem Mann. Mit den Lebensmitteln wollte sie Ruth beglücken, ihre älteste Tochter, die für sich und ihre kleine Familie jede Unterstützung dringend brauchte, was Eduard jedoch strikt verboten hatte.

Als sie am Totschlag die Freiheit erreichte, sah sie zu ihrer Verwunderung, dass ihre Vorsicht vollkommen überflüssig gewesen war. An diesem Samstagmorgen war die Stadt wie ausgestorben, fast alle Geschäfte hatten geschlossen – wegen »Umbau« oder »Erkrankung«, wie

die Schilder an den Ladentüren behaupteten. Doch in den Schaufenstern, in denen bis gestern Abend noch gähnende Leere geherrscht hatte, hatte sich buchstäblich über Nacht eine wundersame Wandlung vollzogen. Bei Mode Vielhaber, ehemals Rosen, bei Betten-Prange, bei Metzger Schmale, Drogerie Pinkert und »Schnuckel« Prein – überall hatten sich die Auslagen wie von Geisterhand gefüllt. Angebote, auf die man seit Jahren vergeblich gewartet hatte, Anzüge und Kleider, Würste und Schokoladen, Matratzen und Zudecken, Bohnerwachs und Käse, Hemden und Blusen, auf einmal war alles wieder da, verschämt garniert mit dem Hinweis »keine gehorteten Waren«. Café Dunkel kündigte sogar an, dass es ab Montag wieder Buttercremetorte geben würde – »mit echter deutscher Markenbutter«.

Christel blieb vor dem Schaufenster stehen und schloss die Augen, um sich für einen kurzen, seligen Moment den so lange vermisten Genuss in Erinnerung zu rufen. Fast glaubte sie die köstliche Creme auf der Zunge zu schmecken. Das Geheimnis war, so hatte der Konditor ihr einmal verraten, eine Spur Vanille und Zimt – »aber wirklich nur eine Spur!« Ob es dazu auch wieder echten Bohnenkaffee gab? Mit Dosensahne von Glücksklee?

Als sie die Augen öffnete, schrak sie zusammen. Auf der anderen Straßenseite, kaum einen Steinwurf entfernt, sah sie ihren Schwiegersohn, Fritz Nippert. In einer abgetragenen, mehrmals geflickten Jacke kehrte er mit einem Reisigbesen die Straße. Trotz der Schirmmütze, die seine Glatze verbarg, sah er so alt aus wie ein Greis. Für eine Sekunde begegneten sich ihre Blicke. Die Begegnung war mehr, als Christel ertragen konnte. Die Tatsache, dass Ruths Ehemann bei der städtischen Straßenreinigung arbeitete, war das eine, ihn bei der Ausübung dieser Tätigkeit aber zu sehen, womöglich unter den Blicken irgendwelcher Bekannter, die gerade in diesem Moment hinter der Gardine eines Fensters standen und sie beobachteten – nein, das war zu viel!

Ohne einen Gruß, die Augen fest zu Boden gerichtet, beschleunigte Christel ihre Schritte. Als sie Fritz passierte, spürte sie seinen Blick auf sich gerichtet, diesen finsternen Blick aus den tiefen Höhlen seiner Augen, der ihr immer solche Angst machte, und sie glaubte sogar, aus den Augenwinkeln das entsetzliche Schütteln seiner Hand zu sehen. Tapfer hielt sie aus. Immerhin hatte sie so die Gewissheit, Ruth allein in der Wohnung anzutreffen.

Trotzdem schien es ihr eine Ewigkeit, bis sie das Haus endlich er-

reichte, in dem ihre Tochter lebte. Der Kolonialwarenladen von Lotti Mürmann im Erdgeschoss war wie die meisten anderen Geschäfte geschlossen, »wegen Inventur«, doch die Haustür, die zu den Wohnungen führte, stand offen.

Auf dem Treppenabsatz im Dachgeschoss holte Christel einmal tief Luft. Dann drehte sie an der Schellschraube der Etagentür.

Winfried, ihr Enkel, machte auf.

»Omi! Die Omi ist da!«, rief er.

Als wolle sie der ganzen Welt demonstrieren, dass sie die Frau eines Straßenkehrers war, kam Ruth in einer ärmellosen Kittelschürze an die Tür. Unter dem billigen, mit Blümchen bedruckten Stoff trat ihr runder Bauch deutlich hervor.

»Hier, das ist für euch«, sagte Christel.

Voller Misstrauen blickte Ruth auf die Tasche mit den Lebensmitteln. »Weiß Papa davon?«

»Nein«, sagte Christel. »Die Sachen sind von Gundels Verehrer. Er hat sie gestern Abend gebracht. Ich weiß auch nicht, wo der die immer auftreibt.«

Ruth schüttelte den Kopf. »Wenn Papa nichts davon weiß, will ich nichts davon haben.«

Christel holte ein zweites Mal Luft. Ruth war schon immer die störrischste ihrer drei Töchter gewesen. Ob das wohl daran lag, dass sie als Einzige Locken und ihr braunes Haar, wie ihr eigenes in der Jugend, einen Einschuss ins Rötliche hatte? Im Gegensatz zu Ulla, der Zweitgeborenen und hübschesten, die zwar auch ihren eigenen Kopf hatte, vielleicht sogar noch mehr als ihre ältere Schwester, diesen aber stets so durchzusetzen wusste, dass sie selber nicht zu Schaden kam, vor allem aber im Gegensatz zu Nesthäkchen Gundel, die mit ihren vom Vater geerbten sanften braunen Augen selbst nur glücklich sein konnte, wenn sie andere glücklich machte, musste Ruth immer mit dem Kopf durch die Wand, egal, wie groß der Schaden war, den sie damit anrichtete. So war sie in ihrer Begeisterung für die Schreihälsa im Radio und den angeblichen Endsieg als junges Mädchen an die Front durchgebrannt, um mit einem Kind nach Altena zurückzukehren – und im Schlepptau diesen Mann, für den sich nun die ganze Familie in Grund und Boden schämen musste.

»Jetzt stell dich nicht so an!« Obwohl Ruth sich sträubte, drückte Christel ihr die Tasche in die Hand. »Wenn du sie nicht willst – denk

an deinen Sohn. Außerdem bist du schwanger. Da musst du für zwei essen.« Sie bückte sich zu ihrem Enkel und fasste ihn bei den Schultern. »Du darfst niemandem verraten, dass ich hier war! Versprochen? Das ist unser Geheimnis.«

Winfried kannte das schon und zog sein Verschwörergesicht. »Ja, Omimi. Versprochen. Heiliges Ehrenwort.«

Als Christel das ernste Gesichtchen sah, mit dem er die Hand zum Schwur hob, schossen ihr Tränen in die Augen.

»Du armer kleiner Wurm!«

Sie wuschelte einmal sein glattes, schwarzes Haar, dann gab sie ihm einen Kuss und verschwand.

8 Mit bösen Augen starrte Fritz auf die Leberwurst und das Töpfchen Schmalz, die Ruth ihm zum Abendbrot aufgetischt hatte.

»Von wem ist das? Wieder von deiner Mutter?«

»Nein, von Gundels Verehrer.«

»Also von deiner Familie.« Mit beiden Händen schob er die Sachen von sich.

Nur mit Mühe konnte Ruth ihre Enttäuschung verbergen. Fritz war nach der Arbeit lange ausgeblieben, wieder hatte er den Abend mit seinen Kameraden zusammengehockt, so dass sie Winfried schon vor seiner Rückkehr ins Bett gebracht hatte. Trotzdem hatte sie sich die ganze Zeit darauf gefreut, ihrem Mann die Wurst und das Schmalz vorzusetzen – er brauchte doch jedes Gramm Fett, um wieder zu Kräften zu kommen und wenigstens ein bisschen so wie früher zu werden.

Und jetzt dieses Gesicht.

»Mir wirfst du vor, ich wäre zu stolz«, sagte sie. »Dabei bist du viel stolzer als ich. Das können wir uns nicht leisten.«

Wortlos räumte sie die Sachen auf ein Tablett, um sie zurück in den Küchenschrank zu stellen. Wenn Fritz sie nicht essen wollte, würde sie Winfried damit zum Frühstück überraschen. Der Junge würde sich ein Loch in den Bauch freuen. Leberwurstbrote waren seine Lieblingsbrote, und die bekam er selten genug.

»Und ob wir uns das leisten können!«, sagte Fritz, während sie die Schranktür öffnete.

Verwundert drehte Ruth sich um. Als sie seinen Blick sah, wunderte sie sich noch mehr. Ein Lächeln huschte über sein graues, abge-

magertes Gesicht, ein Lächeln, das sie schon für immer verloren geglaubt hatte.

Das Lächeln des Mannes, in den sie sich vor einer Ewigkeit verliebt hatte.

»Soll das heißen, du hast neue Arbeit gefunden?« Sie traute sich kaum, an so viel Glück zu glauben.

Tatsächlich schüttelte Fritz den Kopf. Doch schon wieder spielte das Lächeln um seinen Mund. »Besser«, sagte er. »*Viel* besser sogar!«

»Besser als Arbeit?« Sie stellte das Tablett auf dem Schrankbrett ab. »Was soll das sein?«

Jetzt grinste Fritz über das ganze Gesicht. »Darauf kommst du nie!«

»Willst du mich auf die Folter spannen?«

Immer noch grinsend, zuckte er die Schultern. Auch wenn sie vor Neugier fast platzte – es war eine solche Wohltat, ihn endlich mal wieder gutgelaunt zu sehen.

Brachen jetzt wirklich bessere Zeiten an?

»Bitte, Fritz! Mach doch den Mund auf!«

Offenbar genoss er ihre Neugier so sehr, dass er sie noch ein wenig zappeln ließ. Umständlich öffnete er die Flasche Bier, die sie ihm auf den Tisch gestellt hatte, und nahm einen Schluck. Während er trank, schien sich sogar seine Schüttelhand ein wenig zu beruhigen.

»Ich weiß jetzt, was wir mit dem Geld machen werden«, erklärte er schließlich.

»Mit unseren achtzig D-Mark?«

»Hundertzwanzig«, verbesserte er. »Ich habe mich erkundigt, Winfried zählt auch, genauso wie ein Erwachsener. Und wenn du dich beeilst und wir rechtzeitig zu viert sind«, er deutete mit dem Kinn auf ihren Bauch, »kommen vielleicht noch mal vierzig Mark dazu.«

Die vage, unbestimmte Hoffnung auf ein Wunder, die Ruth für einen Moment verspürt hatte, erlosch so schnell, wie sie gekommen war. Sie wusste selbst nicht, worauf sie gehofft hatte. Aber es war nichts gewesen, was mit Geld zu tun hatte.

»Und?«, fragte sie. »Was hast du dir überlegt?«

Fritz streckte seine gesunde Hand nach ihr aus. Zögernd reichte sie ihm ihre Rechte.

»Wir wandern aus«, sagte er. »Nach Argentinien.«

»Bist du verrückt geworden? Mit den paar Mark kommen wir ja nicht mal bis Hamburg.«

Sie wollte ihre Hand zurückziehen, doch er hielt sie fest.

»Weiter brauchen wir auch nicht zu kommen«, sagte er. »Zumindest nicht mit unserem eigenen Geld. Ich kenne jemand, der hat in Argentinien eine Rinderfarm. Die alten Kameraden strecken uns die Überfahrt vor. Den Vorschuss kann ich später abarbeiten, in unserer neuen Heimat.«

»In unserer neuen Heimat?«, wiederholte sie. Was er sagte, war so verrückt, dass sie nicht wusste, ob er es ernst meinte oder sich über sie lustig machte. »Aber dein Herz«, erwiderte sie unsicher. »Der Arzt sagt, du darfst nur leichte Arbeiten verrichten. Wie willst du das schaffen, auf einer Farm?«

Fritz schnaubte nur einmal verächtlich durch die Nase. »Ich habe schon ganz andere Dinge im Leben geschafft.« Plötzlich nahm seine Miene wieder jenen entschlossenen Ausdruck an, den sie früher so sehr an ihm bewundert hatte, im Krieg, an der Front, wenn er irgendwelche Befehle gab. Es war derselbe Ausdruck wie auf dem Foto von ihm an der Wand.

»Dann ... dann meinst du das also wirklich im Ernst?«

Er drückte ihre Hand. »Ja, Ruth. Wir fangen noch mal von vorne an. Ein neues Leben.«

Die wenigen Worte lösten ein solches Durcheinander in ihr aus, dass es ihr die Sprache verschlug. Tausend Gedanken schossen ihr gleichzeitig durch den Kopf. Doch einer war stärker als alle anderen.

Ein neues Leben, hatte er gesagt. *Ein neues Leben ...*

»Weißt du eigentlich, wie sehr ich dich liebe?«, flüsterte sie.

Statt ihr zu antworten, sah er sie nur mit seinen großen, schwarzen Augen an, so eindringlich und lange, dass ihr ganz flau im Magen wurde. Dann zog er sie zu sich und gab ihr einen Kuss, wie er ihr keinen mehr gegeben hatte, seit er aus Russland zurück war.

9 In der Villa Wolf war der Tee kalt geworden, und die dunkelgrün glänzenden Blätter des Ficus zitterten bedrohlich. Nach einem Tag Bedenkzeit, die Eduard seinen Töchtern verordnet hatte, war die Familie am Samstagabend im Salon zusammengekommen, damit Ulla und Gundel ihren Eltern erklärten, was sie mit den vierzig neuen D-Mark zu tun beabsichtigten, die ihnen am Sonntagmorgen ausbezahlt würden.

»Studieren wollt ihr also?«, rief ihr Vater, den es vor Erregung nicht mehr auf seinem Platz hielt, und begann zwischen den Pflanzen auf und ab zu laufen. »Tja, das hätte ich auch gern getan, das könnt ihr mir glauben. Literatur! Philosophie! Mein Leben hätte ich dafür gegeben!«

»So hoch wollen die zwei ja gar nicht hinaus!«, erwiderte seine Frau. »Gundel möchte doch nur Volksschullehrerin werden, und Ulla ...«

»Ich weiß, was die Damen wollen, sie haben es mir ja gerade selbst gesagt. Aber was wird aus der Firma?«

Er drehte sich um und warf seinen Töchtern einen so strengen Blick zu, dass Gundel die Augen niederschlug.

»Als Ärztin kann ich dafür sorgen, dass du die Firma noch viele Jahre selber führst«, sagte Ulla.

»Werd ja nicht frech!«, fuhr er ihr über den Mund, »Herrgott, ich verstehe ja euren Wunsch, zu studieren, und wenn euer Bruder noch am Leben wäre ...«

»Was verlangst du von uns? Sollen wir dafür büßen, dass Richard gefallen ist?«

Während Gundel immer noch zu Boden starrte, als gäbe es nichts Interessanteres als das blaurote Rautenmuster des Persers zu ihren Füßen, erwiderte Ulla voller Empörung den Blick ihres Vaters. Die Vorstellung, in der Firma arbeiten zu müssen, war für sie ein Gräuel. Sollte sie mit einer Drahtzieherei ihr Leben vergeuden, anstatt wirklich wichtige Dinge zu tun? Die vierzig Mark gehörten ihr, ihr ganz allein, und sie brauchte sie für ihr Studium. Seit ihrer Kindheit wollte sie Ärztin werden – ihr ganzes Leben hatte sie diesem Traum untergeordnet, ihr ganzes Leben und noch mehr. Und jetzt wollte ihr Vater sie daran hindern, dass sie sich diesen Traum erfüllte? Obwohl sie selbst die Mittel dafür hatte?

»Ich appelliere nur an euer Pflichtgefühl!«, sagte er. »So wie mein Vater es damals bei mir getan hat!«

»Jetzt lass den Mädchen doch ihren Willen«, sprang Christel ihren Töchtern bei. »Es ist doch nun mal ihr Leben, und sie haben nur dieses eine.«

»Unsinn!«, schnitt Eduard ihr das Wort ab. »Die Firma ist unser Leben! Das war so, das ist so, das wird immer so bleiben!